

Das gelobte Land.

6)

Eine Erzählung aus dem Bornholmer Nordland
von Martin Andersen Nexø.

Ein Arbeiter hängt mit blauschwarzem Gesicht über dem Spill des Krans und stemmt den Bauch mit aller Kraft gegen das Schwungrad, um einen Felsblock in der Schwebe zu halten, während die anderen Arbeiter den Stein auf den Wagen hinüberschwenken. Zwei Leute gehen auf und ab und hämmern geduldig auf mehrere kleine Keile, die in einer Reihe aus dem nackten Rücken des Gesteins hervorstarren. Es sieht idiotisch aus, aber sie fahren fort, und von Zeit zu Zeit horchen sie am Felsen. Und schließlich, nach langer Zeit hört man einen langgezogenen Laut — wie von Tuch, das zerissen wird —, und ein Granitbarren löst sich von der Klippe.

Oben an der südlichen Kante des Steinbruchs arbeiten Hans Kämpe und Janus Koller. Ihre Aufgabe ist es, Erde und Pflanzen vom Felsen wegzuräumen und die mehrere Fuß dicke Steinschicht abzuschälen, die von Sonne und Wetter zermüht ist, so daß der frische Kern bloßliegt. Janus sitzt mit gespreizten Beinen da und dreht den großen Stahlbohrer, während Hans Kämpe den großen Hammer in gleichmäßigem Takte führt, ein Schlag bei jeder kleinen Drehung. Janus ist ein redseliges Männchen, dem der Mund nicht still steht; Hans Kämpe schweigt und starrt in die Ferne.

„Du bist heut so schweigsam,“ sagt Janus in einer Pause, während er das Bohrloch auspült. „Biel redst Du ja nie, aber heute bist Du wieder mal furchtbar wortfarg. Steht's etwa schlecht bei Dir zu Haus?“

Hans Kämpe antwortete nicht. Eine Weile bohrten sie schweigend weiter, dann hielt Janus mit warnender Handbewegung in seiner Arbeit inne.

„Es geht heut so träge,“ jagte er mißvergnügt, „der Stein will den Bohrer nicht loslassen; es ist, als ob man in Teer arbeitete. Er muß wetterfrank sein.“

Hans Kämpe schlug einen Splitter von der Klippe ab und zerbröckelte ihn zwischen den Fingern. „Ja, krank ist er, wir bekommen einen Umschlag im Wetter.“

Er ergriff den Hammer und tat wieder seine Schläge.

„Es ist auch bald an der Zeit,“ rief Janus, während er den Bohrer hin und her wand, es belebte ihn ordentlich, eine Antwort von seinem Gefährten zu bekommen. „Der Winter war schwer genug für uns — und Ihr wart wohl nicht besser dran?“

„Nun haben wir auch noch Marie und ihr Kind zu versorgen,“ fuhr er fort, als er merkte, daß Hans ihn nicht antwortete. „Die Last wird durch das alles immer größer, und es ist nur ein Verjorger da. Du hast ja auch Dein Päckchen zu tragen! Der Tod hätte Dir die Sorge um Deinen Alten recht gut abnehmen können, wo er jetzt sowieso hier war. Viel Sinn hat das Ganze nicht — soweit wir armen Leute es beurteilen können.“

Hans Kämpe hörte plötzlich auf zu hämmern und sah den Gefährten bedrückt an. „Ist hier denn jemand gestorben?“ fragte er still.

„Ja, der kleine Junge des armen Jakob. Jakob stand heut morgen, als ich vorbeiging, in der Tür. Hier ist keine Trauer, jagte er, hier ist keine Trauer! Da, wo er nun hingegangen ist, hat er genug zu essen. Für einen Toten, erwiderte ich, ist wohl überall zu essen, wo er auch hinkommt. Keine Trauer . . . nein! Und dann stand er da mit seinen rotgeweinten Augen, und im Hause hörte ich die Frau klagen.“

Hans Kämpe schwiegte und tat seine regelmäßigen Schläge. Sein Blick schweifte nicht mehr suchend hinaus in die ungewisse Ferne übers Meer; er hatte ihn jetzt ganz nach innen gefehrt; eine dumpfe Ruhe war über ihn gekommen. Seine Gedanken beschreiben keine Kreise, sondern blieben hängen an dem, was er sah; in diesem Augenblick tat ihm der brave Janus leid, der zu nichts anderem taugte, als den Bohrer zu drehen und zu schwenken. Seit zehn Jahren waren sie nun Arbeitsgefährten und waren immer gut miteinander ausgekommen.

„Du solltest versuchen, mit Lars zusammenzuarbeiten,“

jagte Hans Kämpe plötzlich. Ohne seinen Willen wurden die Gedanken zu Worten.

Janus ließ beide Hände sinken. „Willst Du denn nicht länger Steinhauer sein? Oder bist Du unzufrieden mit Deinem alten Kameraden?“ Merglich sah er zu ihm auf wie zu einem Verjorger.

„Ich denke, ich ziehe bald ins Ackerland hinunter,“ erwiderte Hans; es war keine Freude in seinen Worten.

„Dann hast Du also in der Lotterie gewonnen! Und ich muß wohl gratulieren — wenn ich auch weiß, daß es mir nicht leicht fallen wird, ohne Dich fertig zu werden!“

„Man hat mir einen kleinen Flecken Land da unten versprochen,“ jagte Hans Kämpe leise. Sein Tonfall hatte etwas Abschließendes: nun sollte nicht mehr über die Sache gesprochen werden. Da schwiegte Janus und behielt seine Bertwunderung für sich; sie kam von Zeit zu Zeit nur darin zum Vorschein, daß er ein wenig mit sich selber schwagte.

Das Bohrloch hatte seine richtige Tiefe, und die beiden reinigten es und luden die Mine. Sie waren eben fertig, als der Aufseher unten vom Steinbruch her zum Mittagessen pfiß.

„Ja, dann wollen wir wohl essen gehen,“ jagte Janus. „Wir können ja dann hinaufsteigen und die Mine anzünden, bevor die anderen die Arbeit beginnen.“

Aber Hans Kämpe hatte keine Lust, zu den andern zu gehen. „Geh Du nur,“ jagte er, „und warne die anderen, daß sie sich heiseite halten. Dann schieße ich sie ab, sobald ich gegessen habe.“

Einen Augenblick stand er da und starrte mit verklärten Augen vor sich hin; dann tastete er in seiner Westentasche herum und nahm einen Papierseken heraus: „Du kommst ja heut abend beim Kaufmann vorbei. Könntest Du nicht für meine Frau die Sachen da einkaufen — dann kann eins von den Kindern sie morgen mittag bei Euch abholen.“

Janus sah ihn verwundert an. Es war ungewöhnlich, daß hier jemand die angetretenen Wege überschritt.

„Ich will nämlich hinunter und wegen des Stückchens Land mit dem Manne sprechen,“ fügte Hans erklärend hinzu.

Und dann setzte er sich mit dem Rücken gegen den Fels und ab; der Ausdruck seiner Augen glich dem eines Blinden, die Unabwendbarkeit hatte sie mit einem Schleier überzogen. Während er kante, wanderten seine Gedanken auf allerlei gleichgültigen Dingen umher, verjuchten, sich ernstlich irgendwo festzusetzen, fielen aber wieder ab. Er empfand das als Erleichterung; in seinem Kopf waren qualvolle Spuren, auf denen die Gedanken wie ein angebundenes Pferd herumgetragen waren, bis alles Frische verschwand und nur noch ein Ring von Morast übrig war.

Als er gegessen und wie gewöhnlich Proviantkorb und Bierflasche unter einen Stein gestellt hatte, ließ er den Fuß zum Steinbruch hinabgehen und bekam Antwort: „Feuer los!“

Sorgfältig sah er alles noch einmal nach, probierte Verpackung und Zündschnur, suchte sich seine Deckung aus und zündete dann an. Ruhig arbeitete er sich nach der überhängenden Klippe hinauf, unter der sie Deckung zu finden pflegten.

Es war Zeit genug vorhanden, aber er nahm längere Schritte als gewöhnlich. In seinem Innern bekämpften einander zweierlei Gefühle: er wußte, daß nichts geschehen konnte, noch tiefer jedoch sah die Ueberzeugung, daß etwas geschehen würde. Ganz nahe vor der Deckungsstelle glitt sein Fuß auf dem Mooje aus, das den Felsen schleimig bedeckte. „Nun ist schon das Lamwetter da,“ dachte er, während er sich bückte, um den einen Holzschuh loszubekommen. Der war in einer Spalte stecken geblieben. Und Hans Kämpe wollte ihn nicht gern fahren lassen und auf Socken an seinen Zufluchtsort hüpfen.

Endlich löste sich der Schuh, aber der Widerstand hatte etwas in ihm gelähmt. Er brauchte sich bloß noch auf den Felsen hinaufzuschwingen und sich hinter die Deckung hinuntergleiten zu lassen, aber die Hände griffen schlecht zu und die Knie rutschten auf dem Mooje aus. Das bestärkte ihn darin, was er die ganze Zeit über gewußt hatte; still hing er da und wartete auf Kräfte, sich hinüberzuschwingen. „Nun kann es nicht mehr lange dauern,“ dachte er geduldig und wollte den Kopf wenden.

Da kam die Kraft von unten her um ihn emporgestiegen; weich und unüberwindlich griff sie nach ihm, schlang ihn über das Hindernis und warf ihn ins Heidekraut hinauf. Da lag er schwer zusammengebrochen, als Janus herauskam. Er ist schon den ganzen Tag so wunderbar gewesen," sagte Janus. „Mich wollte er beiseite haben, ich durfte bei der Sprengung nicht zugegen sein. Und wie wunderbar hat er von dem Ackerland da unten gesprochen — ich glaube, er hat sein Unglück geahnt!“

Dann legten sie ihn auf eine Bahre und wanderten mit ihm über die Felsen ins Land.

Hinter ihnen her zog der unsichtbare Chor der Wildenten und holte sie mit seinem großen, einfältigen Troste ein: „O — ho ho! O — ho ho!“ Es klang wie eine Welt von Weisheit durch die Einsamkeit hier oben.

IV.

Unten im Ackerland trieb der Bilugjunge seine Pferde an: „Holla, wollt Ihr Euch wohl tummeln! Der Frühling ist uns auf den Fersen.“ Die Pferde gaben sich mit eifrigem Nicken an die Arbeit und hielten die schwarze Erde an den Tag herauf, und von der See her kamen weiße Vögel geflogen und fielen auf das dampfende Bilugfeld ein. „Ara, fra!“ Die erste Krähe flog mit dem ersten Zweig zu den Eschen hinüber, wo es schon schwarz von vorjährigen Reifern war.

Und der Bauer ging mit breiten Schritten über das Land, das schon warm und erwartungsvoll für jede Berührung war. „Für Essen und Kleider! Für Steuern und Abgaben! Für etwas auf den Boden der Truhe, fürs Alter!“ jagte er und warf bei jedem Satz eine Handvoll Saattörner aus. Die Sonnenwärme wanderte hinter ihm her wie ein reiches Liebkosen, und das Feld ergrünte, wo er gegangen war.

Aber hoch über allem bewegte sich die Sonne selber dahin; sie leuchtete über dem ganzen Lande und verband in einem Bogen Meer und Meer. Sie streute helle Lichter aus über die graue Bürde des Felsenlandes und ließ das Frühlingswasser singend durch die Spalten rinnen. Oben vom „Knägt“ her konnte man ihren lichten Weg verfolgen, von dem Augenblick an, wo sie im Osten dem Meere entstieg, bis zu ihrem Hinabtauchen in das Meer im Westen; dorthin trabten die Kleinen manchmal aus dem Tale herauf und starren mit blinzelnden Augen in das strahlende Wunder der Welt. Zur Hütte hinab kam die Sonne nicht, auf dem Felsen saß der Tod und wartete geduldig und warf seinen Schatten über das Ganze.

Die anderen bemerkten nur den Schatten, den er warf, aber Großvater konnte den grauen Mann selber sehen und mußte den Kindern erzählen, wie er ausah. Jeden Tag fragten sie, ob er immer noch da sei; dann mußte der Alte sich zum Giebel hintasten und sie hörten ihn reden.

„Auf wen wartest Du? Wenn's der alte Ole ist, der ist hier! Wenn nicht, so geh Deiner Wegel Geh, geh!“

Aber der Tod rührte sich nicht, mit seinem Steinmund sah er da und wartete.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Paria.

Von William Bromme.

Es ist in der Presse Sitte geworden, der mehr oder weniger verdienstvollen Toten zu gedenken. Ich nehme mir die Freiheit, einmal diesen schönen Gebrauch auszudehnen auf einen jener ungezählten Namenlosen, nach denen kein Hahn mehr kräht, wenn sie gestorben sind. Ich will sogar über einen aus der Gesellschaft Ausgestoßenen schreiben, über einen verachteten Landstreicher, der in der Gasse zugrunde gegangen ist, der aber in anderen Bahnen vielleicht ein bedeutender Mensch geworden wäre.

Es handelt sich um den Arbeiter Ernst Schuchardt aus Gotha, der durch mißliche Verhältnisse gezwungen wurde, den größten Teil seines Lebens unstät und flüchtig wie Ahasver, der ewige Jude, auf der Landstraße zu wandern.

Schuchardt mag vielen, die er auf seinen Fabriken angebetelt hat, als Pariait erschienen sein. Im Grunde genommen war er aber ein guter Mensch von ungewöhnlicher geistiger Begabung. Als Verfasser der „Sechs Monate Arbeitshaus“, des im mehrfachen Auflage vorliegenden 33. Bandes der von Hans Ostwald herausgegebenen „Großstadtdokumente“, ist Schuchardt auch literarisch hervorgetreten. Außerdem sind in der von Paul Göhre herausgegebenen „Lebensgeschichte eines modernen Fabrikarbeiters“ eine Anzahl Briefe Schuchardts abgedruckt worden, die von der Kritik als das Seltsamste bezeichnet worden sind, was von Arbeiterliteratur vorhanden ist. Diese Wertschätzung ist es denn auch, die mich

beranlaßt, weiter unten einige Briefstellen und Sentenzen Schuchardts zu veröffentlichen. Ist auch der Lebensgang des Verstorbenen nicht ungewöhnlich, so beweisen doch diese Auszüge aus seinen an mich gerichteten Briefen, die meist im Aufstund der Pennen, zwischen bedauerenswerten Leidensgefährten und verkommenen Lumpenproletariern, unter allerlei Lärm und Geräusch, geschrieben wurden, daß der Mann, der da zu uns spricht, immerhin einiges Interesse verdient.

Schuchardt war eine Art Landstrafenphilosoph. Seine Lebensbahn führte ihn bergab. Der Alkohol schlug seine Krallen nach dem unterernährten, neurasthenischen Menschen, daß er schließlich keinen Halt mehr fand, keine dauernde Beschäftigung mehr auszuüben, noch geordnete Verhältnisse zu ertragen vermochte. Trotzdem war bis an sein Lebensende die erste Sorge dieses „Wagabunden“ die Einrichtung seiner Gewerkschafts- und Parteibeiträge. „Der Verband ist meine zweite Mutter“, hat Ernst Schuchardt immer und immer wieder gesagt. Und agitiert hat er, wo er nur immer Gelegenheit dazu fand.

Ueber seinen Lebensgang hat er mir in einem Briefe folgendes berichtet:

„Ich wurde am 2. Juni 1866 zu Gotha geboren. Von 1873 bis 1880 erhielt ich in der dortigen Volksschule meine „pädagogische“ Ausbildung. Hierauf lernte ich als Schuhmacher und arbeitete nach der Lehrzeit noch drei Jahre in einer Schuhfabrik. Wegen schlechten Geschäftsganges verließ ich im Sommer 1886 diese Bude und arbeitete bei den Maurern. Im Winter machte ich dann eine Kampagne in der Gothaer Zuckersabrik mit. Hierauf arbeitete ich zwei Jahre als Kormenträger und Bodenarbeiter in einer Porzellanfabrik. Im Frühjahr 1889 trieb es mich in die „Fremde“. Ich kam nach Magdeburg, wo ich bei einem Bildhauer gleich die erste Woche Lohn einbüßen mußte, weil der gute Mann zahlungsunfähig war. Die folgende Beschäftigung bei einem Stukkateur gab ich wegen eines Streiks — des ersten, an dem ich teilnahm — auf, ging dann als Marmorpolierer und erhielt im Winter Arbeit in der Budauer Porzellanfabrik, in der ich bis Ende März 1893 tätig gewesen bin. Am 14. April 1893 schüttelte ich den Staub des deutschen Heimatlandes von meinen Pantoffeln und wanderte nach Amerika aus, wo ich fünf Jahre lang als Hausdiener und Tramp ein wahres Abenteuerleben geführt habe. (Die Erlebnisse in den Vereinigten Staaten von Amerika hat Schuchardt in einem Manuskript geschildert, das sich im Besitz von Hans Ostwald-Zehlendorf befindet. Ann. d. V.)

Am 14. Mai 1898 winkte ich der Statue der Freiheit im New Yorker Hafen den letzten Abschiedsruf zu. Pfingsten 1898 atmete ich zum ersten Male wieder Ogon in einem deutschen Tannental ein. Zunächst erhielt ich Beschäftigung in einer chemischen Fabrik bei Berlin, ging dann als Hausdiener nach Magdeburg, und einige Wochen später fing ich in der bekannten Zichorien- und Schofadenfabrik von Hauswald an zu arbeiten. Hier hielt ich es noch ein Jahr aus. Dann tippelte ich nach dem Ruhrgebiet. Es fiel mir aber nicht ein, als Kumpel in die Kohlengruben zu fahren. Ich wurde in dem Nidelwerk des berühmigten Gerhard Terlinden als Polierer eingestellt, bis mir dort die fortwährende Reduzierung des Affordlohnes zu bunt wurde. In der Schaller Spiegelmanufaktur war meines Bleibens auch nicht lange. Dort war ich aus dem Regen unter die Traufe gekommen. Ich setzte mich deshalb auf „Schwitters Knappen“ und unternahm eine Fahrt nach Süddeutschland. Bis zum Februar 1901 raderte ich in der Schmecherischen Kinderwagenfabrik zu Ansbach. Wegen Differenzen „haute ich dort den Sad“ und wanderte nach Thüringen. Am 27. Februar erhielt ich wieder Arbeit in der Wesselmann-Aktiengesellschaft, einer Werkzeugmaschinenfabrik zu Gera, wo ich mit Dir zusammentraf. Von da an kennst Du meine weiteren Erlebnisse aus den an Dich gerichteten Briefen. Mit der gewerkschaftlichen Organisation kam ich 1888 zum ersten Male in Berührung, als mich der jetzige Reichstagsabgeordnete Wilhelm Bod-Gotha in den Schuhmacherverband aufnahm. Nach meiner Rückkehr aus Amerika trat ich — im Oktober 1898 — in Magdeburg dem Fabrikarbeiterverband bei, um am 4. Juni 1899 in den Metallarbeiterverband überzutreten, dem ich treu bleiben werde bis zum letzten Atemzug. Denn er hat viel, sehr viel an mir getan. Der Partei gehöre ich seit März 1900 als zahlendes Mitglied an.“

Meine erste Begegnung mit Schuchardt fand — wie aus den Zeilen hervorgeht — in Gera statt. Wir arbeiteten etwa fünf Monate zusammen. Eines Tages geriet er mit dem Obermeister in Wortwechsel. Dieser beauftragte Schuchardt, den Schleiffstein abzugeben — wegen des dabei entstehenden Steinstaubes eine sehr ungesunde Beschäftigung — deren Ausführung Schuchardt mit der Begründung verweigerte, daß er den Schleiffstein nie benütze. Diese Widersechlichkeit hatte seine Entlassung zur Folge. Noch am Abend jenes Tages packte Schuchardt seinen „Berliner“, kaufte sich die Neclamausgabe von Goethes „Faust“ und Heines „Harzreise“ als Chauffeegrabenlesetüre und tippelte am anderen Morgen los. Sein Versprechen, mir regelmäßig zu schreiben, hat er ehrlich gehalten. Fast acht Jahre lang bekam ich — mit Ausnahme der Zeit, die er im Arbeitshaus und Gefängnis verbracht hat; er verbüßte, soweit ich mich erinnere, nicht weniger als 26 Bettelstrafen — fast jede Woche einen Brief oder eine Postkarte. Und ein- oder zweimal im Jahre schenkte Schuchardt mir die Ehre seines Besuchs. Längere Zeit hat er während dieser acht Jahre nur in Schweinfurt und Berlin gearbeitet. Ein halbes Jahr verbrachte er im Arbeits-

haus Grohsalze bei Schönebeck an der Elbe, nachdem man ihm in Magdeburg beim „Dalsen“ erwischt hatte. Die Höllepein der „Binde“ hat den armen Kerl völlig auf den Hund gebracht. Seit seiner Entlassung von dort war er total nervös. Das zeigt auch die Schilderung seines Abganges von Grohsalze. Er schreibt darüber: „Frei! Endlich war ich frei! Das erste war, diese Schmach hinunterzuspülen. Ich soff — den ersten Kufel — den zweiten — den dritten und soff noch mehr. Dann ging ich die Straße nach Magdeburg. Einen Haß im Herzen gegen die verfluchte Polizei, einen Haß gegen die Menschheit und gegen mich selbst.“

Wieder unternahm er seine Wanderschaften. Sein Weg führte ihn nach Bayern, Württemberg, Baden, die Rheinpfalz, Hessen, Thüringen, Sachsen und Oesterreich. In Wien lehrte er um und wandte sich nach München.

In Berlin schrieb Schuchardt einen Teil seiner Erlebnisse nieder. Der Metallarbeiterverband, Hans Ostwald und der Frankfurter Professor Philipp Stein vom „Institut für Gemeinwohl“ haben ihn während jener Zeit über Wasser gehalten. Es waren vielleicht die schönsten Tage seines Lebens. Doch auch sie konnte er nicht mehr aushalten. Er wurde durch die geistige Tätigkeit noch aufgeregter.

Jahrelang hatte er den Wunsch gehegt, in einem Gewerkschaftshause als Hausdiener sein Leben zu fristen. In Dortmund wurde ihm dieser Wunsch erfüllt. Die dortigen Genossen stellten ihn als solchen ein. Doch auch dieser Versuch schlug fehl. Nach einem Monat schon zog er von dannen. Im November 1909 erhielt ich in Lübeck Schuchardts letzten Besuch. Um die Jahreswende kam noch eine Neujahrskarte aus Berlin. Das war sein letztes Lebenszeichen. Später hörte ich von Bekannten, daß sie ihn am 18. März noch auf dem Friedhofe der Märzgefallenen im Friedrichshain gesehen hatten. Seitdem blieb Schuchardt verschollen. Ich vermutete ihn in einer Irrenanstalt. Erst vor wenigen Tagen habe ich erfahren, daß er am 31. März 1910 gestorben ist. Wie er endete, ist mir indes nicht bekannt geworden. Ob er hinter einem Zaun an der Vergiftung durch Methylnalkohol seinen letzten Seufzer aushauchte, oder ob man seine Leiche aus dem Landwehrkanal fischte, wer weiß es? Nur so viel erfuhr ich, daß vom Metallarbeiterverband 75 M. Sterbegehalt ausgezahlt worden sind.

Schuchardts Briefe an dieser Stelle zu veröffentlichen, ist unmöglich. Sie würden ein Buch füllen. Ich muß mich auf einige Auszüge und Sentenzen beschränken.

* * *

... Ein Glück, daß ich das Nitzelgebirge hinter mir habe. Nichts als verschneite Wege. Dazu Tauwetter. Meine Füße kommen mir vor wie ein in einer Kiste gefangener Waisfisch. Seit drei Tagen laufe ich permanent im Wasser. Es ist zum Verzweifeln. Alles Pruch, Dalles u. Comp. . . .

... In dieser herrlichen Gegend herrscht das größte Proletariatselend. Den armen Leuten liest man die heilige Not von der Stirn ab. Für die paßt das ultramontane Kochrezept a la Gibe: Man kaufe einen Schinkennochen und Potaden (Kartoffeln), das gibt eine Mahlzeit. Frühstück und Abendbrot denkt man sich. Die Miete wohnt man ab. Bier braucht der Arbeiter nicht zu trinken. Die Ochsen saufen auch Wasser und werden groß und stark davon. Zigarren sind Luxus. Die Herren von der Braupfanne sind hier esend daran, und die Tabakarbeiter müssen hier zugrunde gehen. Und da sagen die Moralphilosophen, es gibt keine Verelendungstheorie. Nun dann gibt es eben eine Verelendungspraxis. . . .

... Das widerliche Gesebnst der Existenzlosigkeit grinst in diesem Winter in Leipzig aus allen Ecken und Enden. Scharenweise durchziehen Arbeitslose die Stadt. Dabei herrscht Hundekälte. Mir wird manchmal vor mir selbst übel. Nur mein Humor hält mich noch am Leben. Derjenige Mensch, der sich für schlechter hält als er ist, besitzt Selbsterkenntnis; der kann sich immer noch bessern. Bei mir wird das die höchste Zeit. „Wenn ich nicht alles versoffen hätte, brauchte ich nicht sechsten zu gehen.“ Solche und ähnliche Redensarten hört man von den gemiellichen sächsischen Spießern. Die Arbeiter in Leipzig sind gut. Wer etwas von ihnen hat, gibt etwas. Wer nichts hat, kann nichts geben. Gestern gab mir eine Frau statt einen Pfennig ein Beihmarckstück. Ich gab es ihr zurück und erhielt als Lohn sieben Pfennige. . . .

... Mir ist das ganze Jammerleben hier in Schweinfurt ein riesiger Ekel. Arbeiten und kein Heim haben. Lieber verrecken. Man hat nur das Wirtschaftslieben. Saufen — Saufen und nochmals Saufen. Das ist aber auch alles. Ich habe es satt. Die Arbeitsverhältnisse sind hier unter dem Hund. Die verfluchte Affordschinakelei hat mich ganz verrückt gemacht. Ich mache hier Schluss. Das ist mein fester Vorsatz. . . .

... Der Tisch wadelt. Die Säge ist stumpf. Das Holz reißt sie mehr auseinander, als daß sie es schneidet. Ich muß höllisch aufpassen. An dem Mader haben schon mehrere Kollegen ihre Knochen gelassen. Ich forderte den Vorarbeiter auf, die Säge zu schärfen und feilen zu lassen. Der antwortete: Da wird die Säge kleiner, und der Mensch muß auch seine Plage haben, damit ihm das Sterben leichter wird. Schade, daß diese Kraft nur Zwischenmeister ist. . . .

... In unserer Fabrik grassiert die Krätze. Kein Wunder, die Abortis sind seit 12 Jahren nicht gereinigt worden. Man scheint hier zu glauben, der Arbeiter sei ein Schwein. Sodom und Gomorrah! Und das ist eine Kreisstadt. . . .

... Mit der Kaninchenzucht fängt das Glend an. Dann braucht man Hunde und Katzen zur Volksernährung. Und — Kartoffeln in der Früh, des Mittags in der Brüh, des Abends mit samt dem Kleid, Kartoffeln in alle Ewigkeit. Amen!

... Ich hatte unterlassen, der Fabrikkrankenkasse (Ansbach) mitzuteilen, daß ich noch der Hamburger Tischlerkrankenasse angehöre. Dafür hat sie mich mit 20 M. bestraft. Das schlägt dem Haß den Boden aus. Ich habe gekündigt und den Herren meine Meinung gesagt. Wenn ich Chef gewesen wäre, so hätte ich mich nobel gezeigt, dem Schuchardt 88,60 M. für 14 Tage Lohn auf den Tisch gelegt und den gemeingefährlichen Menschen zum Zuchthaus — pardon — Tempel hinausgeworfen. Dann hätte ich trotz meines schweren Dalles gesagt: Alle Achtung, der Herr Chef ist ein Charaktervoller Mensch. So aber ist er ein Egoist, der mich noch 14 Tage aussprengen will. Ja, ja! Bescheide Leute sind das beste Konversationslexikon. Ohne Egoismus kann die Welt nicht existieren. Auch das Solidaritätsgefühl ist Egoismus. Dafür ein Beispiel: Du arbeitest in einer Fabrik für guten Lohn. Da wird deinem Kollegen ein Abzug gemacht. Du wirst nicht betroffen. Was denkst Du da? Dein erster Gedanke wird sein: Meinem Kollegen wird der Lohn gekürzt. Was man ihm heute tut, trifft morgen mich. Als praktischer Mensch trittst Du für Deinen Kollegen ein, um Dich nicht selbst zu prellen. Ergo ist Solidarität auch ein Stück Egoismus. . . .

... Der Kapitalismus gleicht dem Schneeball, der sich von dem Gletscher löst, durch das Rollen zur Lavine wird, um schließlich alles im Tale und sich selbst zu vernichten. . . .

... Was ist ethische Kultur? Die Anerkennung, daß alle Individuen gleichberechtigt sind die Freuden dieser Erde zu teilen und zu genießen. . . .

... Was ist ein Vagabund? Ein ausgestoßenes Mitglied der menschlichen Gesellschaft, dem wirklich Arbeitsscheue nachsagen, der Lump will nicht arbeiten. . . .

... Was ist Wohltat? Wenn jemand das Rechte teilt und damit selbst entbehrt. Von Rechts wegen gibt es keine Wohltat. Wenn jedermann sein Recht auf Existenz fordert, könnte von Wohltat keine Rede sein. Ich habe ein Recht zu leben und fordere alle Arbeitsbrüder auf, dieses Recht zum Gesetz zu machen. . . .

... In der Schule wird gelehrt: Du sollst Vater und Mutter ehren. Und dann muß der Lehrer sagen: Sozialdemokraten sind böse Menschen. . . .

... Gar mancher Millionär betet: Herr, erlöse uns von dem Uebel! Der gute Mann scheint nicht daran zu denken, daß er selbst zu den Uebeln gehört. . . .

... Wer war der größte Räuber im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts? Morgan. Der Mann stahl in diesen Jahren mehr als 1000 Millionen Dollar auf indirektem Wege. . . .

... Die Magerkeit des Plebejers ist der Gradmesser, an dem der Patrizier sein Kapital mißt. . . .

... Das allergroße Uebel ist die Dummheit, und jeder Vernichtungskampf ist fast erfolglos, denn die Dummheit scheint unsterblich zu sein. . . .

... Die Prostituierte läßt kein Mitleid mit den Menschen aufkommen. . . .

... Das Geld, der Himmel und die Hölle auf Erden bricht selbst in den gewütvollsten Charakteren jedes menschliche Gefühl. . . .

... Im Gohhaer Schloßpark stand ein kleines Häuschen, in dem Ernst II. viele glückliche Stunden mit einer Tochter des Volkes erlebte. Jetzt ist aus diesem Liebestempel eine Kapelle geworden. Es geht also auch manchem Haus wie den Menschen. Junges Freudenmädchen, alte Weischwester. . . .

... Die Hoffnung ist ein Seil, an dem sich mancher zu Tode zieht, viel langsamer als durch eine einfache Strangulation. . . .

... Auf Alligatorenrenne pfeife ich. Der Schuchardt hat Charakter. . . .

... Jetzt habe ich 24 Kugelschleifmühlen zu bedienen. Alle 15 Minuten muß jede Mühle mit Schmirgelschlamm gefüllt werden, damit die Kugeln nicht trocken laufen. Der Desmoraht und Gestalt ist nicht zu beschreiben. Ich schäme mich, meine Wäsche zur Waschfrau zu bringen. Die Arbeit ist so hastig, daß ich nervös bin bis zur kleinen Zehenspitze. Dantes Hölle ist das reine Paradies dagegen. Lieber den Todesritt auf Schusters Nappen. . . .

... In anderen Briefen zeigte sich Schuchardt als guter Literatur- und Musikkenner. Der Raum ist zu beschränkt, um hier darauf weiter einzugehen. Vor allem schwärmte er für Richard Wagner. Ergreifend liest sich ein Brief, in dem Schuchardt schildert, wie er in Vahrenth vor dem Wagner Festspielhause steht, die Künstler und die Musikenthusiasten dreier Erdteile vorfahren sieht, während er — mit knurrendem Wagen — sich auf einer Bank in eine weichevolle Stimmung zu bringen sucht, ohne den „Rargival“ hören zu können. Auch Gedichte hat unser Freund gemacht. Aber jedesmal verwünschte er die verfluchte Metrik, weil ihm das „Ellenmaß“ nicht richtig geglückt war.

... In einem Briefe schrieb mir Schuchardt, er befürchte, seine Tage einstmals im Armenhause beschließen zu müssen. Das Schicksal ist mitleidiger mit ihm gewesen. Er hat geendet, bevor er der öffentlichen Wohlfahrtspflege überantwortet werden mußte. Sein Lebensweg war mit Disteln und Dornen bestreut. Mögen nun Blumen auf seinem Grabe blühen.

Lichtreklame.

Auf dem Dache eines Hauses in der Straße Unter den Linden zu Berlin kann man seit kurzem allabendlich höchst seltsame Erscheinungen austauschen sehen. Aus dem Dunkel heraus treten rasch hintereinander vier leuchtende Männer, von denen jeder eine Karre vor sich her schiebt. Langsam und sicher schreitend ziehen die feurigen Männer scharf am Dachsimis entlang, biegen dann um die Ecke und entschwinden wieder im gänzlich Dunkeln. Die Gestalten tauchen gespenstisch auf und zerfließen ebenso gespenstisch wieder ins Nichts, die ganze Erscheinung ist höchst eigenartig und eindrucksvoll. Es gibt Schaustellungen in Varietés und Zirkussen, die nicht mehr und Glanzvolleres bieten, als diese Gratisvorführung unter freiem Himmel.

Das Ganze ist dabei nichts anderes als eine Reklame, eine Lichtannonce. Auf jeder der Karren, die die Männer vor sich her schieben, steht der Name einer Zigarette, auf die so die Aufmerksamkeit hingelenkt wird. Diese über das Dach marschierenden Karrenschieber stehen auf einer richtigen kleinen elektrischen Bahn, deren Wagen auf einem elliptischen Gleis fortwährend rund um das Dach herumfahren. Wenn die Wagen von der Simslinie her nach hinten zu um die Kurve biegen, erlöschen die Lampen, aus denen die Gestalten gebildet sind, und diese sind dann gänzlich unsichtbar. In der nächsten Kurve tauchen sie dann um so glänzender wieder auf.

Für die vielgestaltige Lichtreklame in den großen Städten sind sehr viele höchst interessante Maschinen und Maschinen konstruiert worden. Die einfachste Form der veränderlichen Lichtreklame ist das Schild, das in bestimmten Zwischenräumen erlischt und aufflammt. Es ist sehr beliebt; denn der Apparat, der für die Umschaltung benötigt wird, braucht so gut wie gar keinen Strom und der Gesamtbedarf an elektrischer Energie ist darum geringer als bei ständig brennenden Schildern. Denn in den Perioden des Erlöschens, die sich den Abend über zu einer recht stillen Zeit summieren, wird kein Strom verbraucht.

Früher betrieb man diese Lichtbilder durch einen Elektromotor, dessen ununterbrochener Umlauf ständig Geld kostete. Heute hat man dafür eine beinahe selbsttätig ohne Kraftzufuhr arbeitende Vorrichtung erfunden. Sie besteht aus einem wagerechten Eisenstab, der in der Mitte drehbar befestigt und sich wie eine Kinderwippe auf und ab bewegen kann. An der einen Seite der Wippe ist eine Feder befestigt, die im Ruhezustand den Eisenstab auf ihrer Seite herunterzieht. In diesem Falle macht er einen Kontakt und die Lampen auf dem zugehörigen Schild brennen. Auf der anderen Seite der Wippe steht ein Elektromagnet, der, wenn er erregt wird, die Kraft der Feder überwindet, und den Stab zu sich herunterzieht, wodurch der Kontakt unterbrochen wird und die Lampen erlöschen.

Es ist also zum richtigen Funktionieren der Vorrichtung nötig, daß der Elektromagnet so lange Strom erhält, wie die Verdunkelung des Schildes dauern soll. Dies geschieht auf folgende ebenso einfache wie geistreiche Weise: Sobald die Feder den Stab heruntergezogen hat, rieselt aus einem Gefäß, das auf diesem Stab befestigt ist, Quecksilber langsam in ein anderes, das einen Kontaktpunkt enthält. Sobald das Niveau des Quecksilbers den Kontaktpunkt erreicht hat, erhält der Elektromagnet Strom, und der Stab legt sich um. Durch diese Veränderung der Lage tropft aber das Quecksilber von dem Kontaktpunkt langsam fort, und nach kurzer Zeit ist der Magnet wieder stromlos, worauf die Feder nun ihrerseits das System von neuem umlegt. Auch die Lichtbilder mit Farbwechsel werden nach demselben System betrieben.

Am beliebtesten von allen Lichtreklamen sind noch immer wohl die „Schattenbilder“, jene Leuchtplatte, auf denen über eine anscheinend ruhig brennende Lampenreihe gespenstisch ein lautloser Schatten huscht. Das gleichmäßige Brennen dieser Lampen ist nur scheinbar; auch hier findet fortwährend ein Aus- und Einschalten statt. Durch eine elektromotorisch betriebene Vorrichtung werden kurz nacheinander immer je drei Lampen für geringe Zeit ausgeschaltet. Das menschliche Auge, das ja eine nur verhältnismäßig langsam arbeitende Maschine ist, vermag dem ruckweisen Fortschreiten der von den nacheinander ausgeschalteten Lampen herrührenden Dunkelheit nicht zu folgen und empfindet den Schatten darum als ein sich kontinuierlich fortbewegendes Etwas. Durch die Dunkelheit mitten im strahlenden Licht erhält der Schatten außerdem eine gewisse Körperlichkeit.

Die reißten Blüten der Lichtreklame sind aber ohne Zweifel die Vorrichtungen, auf denen nicht fortwährend dasselbe Wort erscheint, sondern die gestatten, daß man ganz nach Wunsch jeden Satz und jede Anpreisung in glühenden Buchstaben auf ihnen eintreiben lassen kann. Diese Schilder machen den Eindruck, als säße im Bodenstäben des Hauses, auf dessen Dach sie stehen, ein Arbeiter, der auf einer Art elektrischer Schreibmaschine, jedesmal den gewünschten Lichtsatz zusammenpumpt. Doch auch hier ist die menschliche Hilfe nicht notwendig, auch dieser Apparat arbeitet ganz automatisch.

Für jeden Buchstaben, der erscheinen soll, hat ein solches Schild ein Lichtfeld mit 20 Glühlampen. Diese Lampen sind so angeordnet, daß, wenn bestimmte von ihnen zum Leuchten gebracht werden, jedes Buchstabenbild sich formen läßt. Jede der 20 Lampen besitzt nun einen Einwächter. Alle diese 20 Schalter liegen dicht nebeneinander auf einer Platte, und jeder von ihnen bringt seine

Lampe zum Aufglühen, wenn er niedergedrückt wird. Unmittelbar über der Schalterreihe befindet sich eine drehbare Walze, in die man eiserne Platten mit Erhöhungen und Vertiefungen, sogenannte Schablonen, eingesetzt hat. Die Walze wird durch einen Elektromotor ruckweise gedreht. Bei jedem Ruck drückt eine der in sie eingesetzten Eisenplatten auf die Schalter. Diejenigen der Schalter, auf die eine Erhöhung der Platte trifft, werden niedergedrückt und schalten ihre Lampen ein. Die anderen bleiben unberührt und lassen ihre Glühlampen dunkel.

Die in die Walze gesetzten Schablonen hat man so ausgefeilt, daß jede von ihnen durch Niederdrücken bestimmter Schalter das Erscheinen eines bestimmten Buchstabens in Leuchtschrift bewirkt. Sobald die Walze durch einen Ruck weitergeschoben wird, drückt die nächste Schablone auf die Schalter, und auf dem zugehörigen Schild erscheint ein anderer Buchstabe.

Bei der Lichtreklame-Eisenbahn, die Unter den Linden fährt, sind viele dieser Schalterarten kombiniert in Tätigkeit, woraus mit die verblüffende Wirkung entsteht. Besonders raffiniert sind die Schaltungskombinationen auch auf dem Leuchtplat einer Seltfirma, das nacheinander durch aufleuchtende Glühlampen zeigt, wie aus der Flasche Sekt ins Glas rinnt, und wie aus dem gefüllten Glas dann die Schaumperlen prickelnd emporspringen.

Kleines feuilleton.

Physiologisches.

Wie das Blut gerinnt. Das Gerinnen des Blutes kann an jeder kleinen Verwundung beobachtet werden oder noch besser, wenn man ein paar Tropfen des edelsten Safts für sich in eine Schale sammelt. Er trennt sich bald in zwei verschiedene Bestandteile. Der eine ist rot, dicklich und fällt bald in Körnern zu Boden, der andere bleibt flüssig und besitzt eine mehr gelbliche Farbe. Jenen nennt man den Blutkuchen, diesen mit einem Fremdwort das Serum. Infolge dieses Vorganges tritt die Verstopfung einer Wunde ein und wird weiterer Blutverlust verhindert. Die geronnenen Teile des Blutes bilden eine Art von Pfropfen, der die Wunde verschließt. Im einzelnen ist der Verlauf des Gerinnens ziemlich verwickelt. Es entsteht nämlich im Blut ein neuer Stoff, der im flüssigen Blut nicht vorhanden war, das sogenannte Fibrin oder, wie diese Bezeichnung sagt, ein Faserstoff. Er besteht demgemäß in sehr zarten Fasern oder Fäden, die sich miteinander verwickeln und so durch ihr Gewicht nach unten sinken. Auch der Blutkuchen, der so entsteht, ist nicht einheitlich, sondern in ihm sind die roten von den weißen Blutkörperchen getrennt. Diese sind leichter und bleiben daher an der Oberfläche, vermischen sich dort mit dem Fibrin und bilden eine weißliche Schicht, die den roten Blutfarbstoff zudeckt. Das Blut der verschiedenen Tiere verhält sich aber in dieser Hinsicht nicht gleich, je nachdem es langsam oder schneller gerinnt. Der Vorgang läßt sich auch künstlich beeinflussen, zum Beispiel durch Zusatz von Zucker oder alkalischen Stoffen oder auch durch den Einfluß von Kälte, die sämtlich das Gerinnen verzögern. Für manche Zwecke der Wissenschaft ist das besonders wichtig, weil es die Möglichkeit gibt, die einzelnen Bestandteile des Blutes in tabelloser Sonderung zu gewinnen. Man bearbeitet nämlich das noch flüssige Blut mit künstlichen Schlägen durch eigene Apparate und trennt so das Serum von den Blutkörperchen und auch vom Fibrin. Auf diesem Wege ist das Studium des Fibrins erst möglich geworden. Aus 1 Liter Blut erhält man etwa 2-3 Gramm dieses Faserstoffes in trockenem Zustande. Die vielen sorgfamen Versuche, die mit dem Blut angestellt worden sind, haben ergeben, daß das Fibrin aus einer bestimmten Eiweißverbindung entsteht, die demzufolge den Namen Fibrinogen erhalten hat und einen regelmäßigen Bestandteil des normalen Blutes ausmacht. Nachdem das Blut geronnen ist, ist dieser Eiweißstoff bis auf den letzten Rest verschwunden, aber nicht gänzlich in Fibrin verwandelt, sondern zum Teil in einen anderen Stoff, der dem Serum einverleibt bleibt. Diese Trennung ist wahrscheinlich für das Gerinnen des Blutes überhaupt bedingend und beruht auf einem chemischen Vorgang. Auch mit dieser Erkenntnis aber ist das Rätsel noch nicht gelöst, sondern es entsteht die Frage, von welcher Ursache die merkwürdige Veränderung des Fibrinogen erregt wird. Diese haben die Forscher in einem Gärstoff, einem Ferment, gesucht, so daß auch das Gerinnen des Blutes ein Beispiel mehr für die ungeheure Verbreitung und Wichtigkeit der Gärungserscheinungen sein würde, und zwar scheinen dabei die weißen Blutkörperchen die Hauptrolle zu spielen. Außerdem ist noch den bisherigen Ermittlungen die Gegenwart eines Elements noch unerlässlich, nämlich des Kalis. Der Mensch braucht also Kalium nicht nur zum Aufbau seiner Knochen, sondern auch zur Aufnahme ins Blut, um diesem die unerlässliche Fähigkeit des Gerinnens zu verleihen.